

Ohne Illusionen

Nicole ist stolz auf ihren Bruder Oliver. Als Oliver unheilbar krank wird, stellt Nicole fest, daß ihr Bruder ganz anders ist, als sie immer dachte und ihn sehen wollte. Eine scheinbar heile Welt stürzt ein...

Die Sache mit Oli stand in allen Zeitungen. Also in den meisten. Mal auf sentimental gemacht, mal knallharter Reportagestil. Es gab alte Bilder von Oli und dann solche von zuletzt. Mutti und Vati wurden zitiert, wie Vati sagte: „Der Junge hat sich ganz normal entwickelt“ und Muttis ständig wiederholtes „Wir haben doch alles für ihn getan“. Mich hat keiner etwas gefragt, ich bin immer gleich abgehauen, wenn die Leute von der Zeitung kamen. Es wurde nur geschrieben, daß Oli eine jüngere Halbschwester gehabt hätte. „Halbschwester“ - wie blöd das klingt. Kling wie „halbe“ Schwester. Oli hatte eine „ganze“ Schwester, so wie er mein Bruder war, voll und ganz. Aber das hat er wohl nie begriffen. Er fühlte sich selbst „halb“, hat immer irgend etwas gesucht, wer weiß was, ob er es jetzt gefunden hat ...?

Die Geschichte von Oli ist eine traurige Geschichte. Wir wissen nicht, wieso es soweit kommen mußte, wirklich nicht. Und wieso es gerade Oli erwischt hat. Aber erwischen tut es ja immer irgendeinen. Daß es gerade uns erwischt oder den, den wir lieben, das glauben wir nicht. Und wir haben ihn geliebt, meine Eltern und ich. Warum wollte er das nie verstehen, warum wollte er das - verdammt noch mal - nie wahrhaben? Es hätte ihm vielleicht geholfen, es

hätte ihn vielleicht rausgeholt, bevor es zu spät war. Aber er hat immer gemauert, wollte nichts von uns wissen.

Oli sah gut aus, wirklich gut. Er war sportlich, die Schule fiel ihm leicht.

Er war zwar nicht der Klassenliebling, aber keineswegs unbeliebt. Und er war es, der mich, seine „kleine“ Schwester, auf alle Feten und Ausflüge seiner Clique mitnahm, ein Privileg, um das mich meine Freundinnen beneideten. Bis heute verstehe ich nicht, wieso er mich mitnahm, denn er würdigte mich meist keines Blickes, fast immer fuhren wir auch getrennt nach Hause. Einmal erklärte er laut und deutlich vor allen, vielleicht war er damals betrunken, daß „seine Schwester Nicole das Kind aus Muttis zweiter Ehe“ und der „Mann unserer Mutter“ - unser Vati also - gar nicht sein Vater wäre. Ich wurde knallrot, und Tränen schossen mir in die Augen. Ich fühlte mich gedemütigt und bloßgestellt.

Einen Monat nach seinem neunzehnten Geburtstag machte er Abitur. Es war ein gutes Abi. Er fing gleich im selben Jahr an, Germanistik zu studieren.

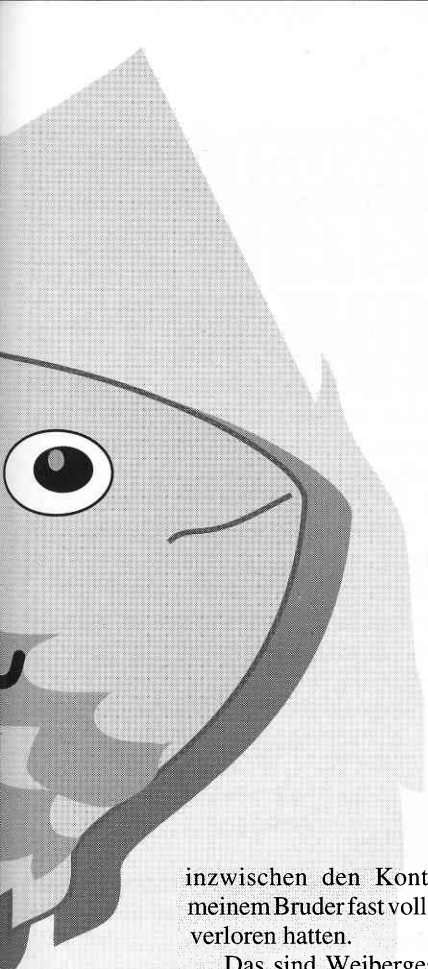
Zu Anfang kam er fast jedes Wochenende nach Hause, meist mit Peter, einem Freund aus seiner alten Schulclique, der ebenfalls Germanistik studierte. Sie erzählten sogar ausführlich alles, was wir vom neuen süßen Studentenleben hören wollten. Es war gut, Oli glücklich zu wissen und gleichzeitig so in sein

Leben einbezogen zu sein. Er lud mich ein, ihn mal zu besuchen, er würde mir die Studentenkneipen, seine neuen Freunde, das Zimmer im Wohnheim, ja die Uni mit der riesigen Mensa und noch mehr, was ich rasend aufregend fand, zeigen.

„Es war, als würde ihm ständig etwas fehlen, als würde er etwas vermissen ...“

Und dann kam er plötzlich immer seltener. Er sagte irgend etwas von Prüfungen. Wieso habe ich nichts gemerkt, ich kannte ihn doch gut? So gut, daß ich wußte, immer wußte, daß Oli schwach war. Nicht schlecht, sondern einfach schwach. Es war, als würde ihm ständig etwas fehlen, als würde er etwas vermissen, von dem nur er wußte, was es war. Und das Nichtvorhandensein dieses „Etwas“ raubte ihm die Kraft, ganz normal zu leben, so wie alle, mit der ganzen lähmenden Leere der grauen Alltäglichkeit, des „Weder-gut-noch-Schlecht“. Oli fiel in der Zwischenprüfung durch. Vati tobte. Wir erfuhren es von Peter, weil wir ja





warm. „Hast du Schmerzen?“ habe ich ihn gefragt. Er antwortete nicht.

Vor Wochen ging es ihm noch besser. Da war er ganz biestig zu mir, ganz kalt. Er hatte mich beschimpft, auch Vati und Mutti: „Ihr habt mich nie gewollt, nie akzeptiert, ja nie ein bißchen geliebt. Und du, Nicole, du warst das Hätschelkind der Familie, ich war einfach einer zuviel.“

Oh, Oli, das stimmt nicht. Vati und Mutti waren gerecht. Sie hielten ihre durchschnittliche, ja unterdurchschnittliche Ehe mit allen Kräften für uns aufrecht. Es war ein ganz normales Familienleben, vielleicht war es für dich, Oliver, zu wenig, vielleicht hättest du mehr Zuwendung, Interesse, Aufmerksamkeit, ja Hilfe gebraucht. Aber das wußte doch niemand. Du warst einfach okay, unauffällig, recht erfolgreich sogar, was hast du dann also noch gebraucht?

„Ich will einen Beweis dafür, daß ihr mich liebt habt“

inzwischen den Kontakt zu meinem Bruder fast vollständig verloren hatten.

„Das sind Weibergeschichten!“ schrie Vati, „er hat ‘ne

Freundin, läßt es sich gutgehen mit unserem Geld.“

An diese Möglichkeit hatte ich zuvor nie gedacht, obwohl Oli schon in der Schule ein paar nette Mädchen kannte. Aber was Festes war nie dabei. Eine Freundin, das müßte nun etwas ganz Besonderes sein, etwas Ausgeflipptes, überlegte ich. Aber so eine hätte er uns sicher vorgeführt, auf etwas Besonderes wäre er stolz gewesen.

Peter schwieg damals nur. Als Vater aus dem Zimmer gerauscht war, drehte er sich um zu mir und sagte mit einem Blick, der ganz verständnislos über unsere Ahnungslosigkeit war: „Oh, Mann, Weibergeschichten! Oli ist doch schwul.“

Ich glaube nicht, daß Oli schwul war. Er tat nur so, das hätte zu ihm gepaßt. Er kannte ein paar Homosexuelle, den dicken Klaus, „Garfield“ nannten sie ihn, zum Beispiel. Ich lernte „Garfield“ erst im Krankenhaus kennen, als er Oli besuchen kam. Er war noch mit einem anderen gekommen, einem schicken, gutaussehenden Burschen. „Der macht’s nimmer lang“, flüsterte „Garfield“ dem Schönen zu, und seine wulstigen Lippen bebten. Wir standen alle im kahlen Flur, Mutti, Vati, ich, Peter, dieser „Garfield“ und der Schöne.

Mutti weinte hemmungslos, aber leise. Vati rauchte, Peter und der Schöne auch. „Garfield“ lief auf und ab und erklärte ständig, daß er nun gehen müsse, obwohl er blieb.

Ich bin dann nochmal zu Oli reingegangen, um ihm den kleinen Papierfisch zu geben. Oli lag flach auf dem Bett, angezogen, viel zu

Oli starb an einem schönen Herbsttag. Zum Begräbnis kamen wahrscheinlich alle aus unserem Ort, der kleine Friedhof konnte die Menschen kaum fassen. Alle wußten, daß Oli an Aids gestorben war. Alle wußten, daß Oli seit der Schulzeit Drogen genommen hatte, zuerst ganz wenig, dann immer mehr. Alle wußten, wer schuld an seinem Tod war: entweder Mutti oder Vati oder beide, oder seine Freunde, oder die Lehrer, oder die Gesellschaft, oder die Politiker, oder sogar ich ... Mutti und Vati gaben sich gegenseitig die Schuld, Vati verdammte außerdem Olis leiblichen Vater, der übrigens nicht zum Begräbnis erschienen war - ein Schuldbeweis mehr?

Es regnete in Strömen, als sie seinen Sarg runterließen. Es war überhaupt ziemlich dunkel, nur ein paar Blitzlichter der Reporter gleißten auf. Oli war eines der ersten Aidsopfer in unserem Land. Eines der ersten aus ganz „normalen“ Verhältnissen.

Mutti schluchzte laut, und Vati stützte sie tapfer und schien in diesem Augenblick keinem auf der Welt die Schuld zu geben. Ich weinte gar nicht. Wieso auch, davon wurde er auch nicht lebendig. Auf Heimweg ertastete ich in der Manteltasche einen feuchten Papierklumpen. Ich zog ihn heraus. Es war der kleine Papierfisch. Das „OLIVER“ konnte man nicht mehr lesen. Ich hatte ihn die ganze Trauerfeier lang in der Hand gehalten. Eigentlich wollte ich ihn mit ins Grab werfen. Wie konnte ich es vergessen! Aber jetzt war es sowieso zu spät ...

Vera Novelli

„Ich bringe dir den Fisch, erinnerst du dich?“ Oli nickte. Er erinnerte sich gut. Viele Schulgottesdienste lang lag das Netz auf dem Altar, man konnte die einzelnen Fische nicht sehen, aber jeder wußte, was das Ganze bedeuten sollte, der Schulpfarrer hatte es ja oft genug erklärt.

„Der Fisch trug den Namen eines Menschen den wir liebten und um den wir uns Sorgen machten“